

Hilde Kuhn

Mein anderer Sohn

LESEPROBE 1

fredeboldundfischer
fredebold&partner gmbh
schaafenstraße 25, 50676 köln

Copyright © 2008 fredebold&partner gmbh

Erscheint Oktober 2008.

Alle Rechte, einschließlich das des vollständigen oder auszugsweisen Vorabdrucks
in jeglicher Form, sind vorbehalten.

fredeboldundfischer
der deutsche autorenverlag

Ich habe Angst, furchtbare Angst. Ich bin in meiner Wohnung und zittere. Komme fast um vor Angst. Wie oft habe ich in meinem Leben Angst gehabt? Ich meine nicht die Angst als Kind, in den dunklen Keller zu gehen. Richtige Angst, so wie jetzt.

Ich kann mich noch gut an einen Flug von Aqaba nach Amman in Jordanien mit meinem früheren Mann Frank erinnern. Wir lebten damals in Saudi-Arabien in einem kleinen Camp am Roten Meer. Frank arbeitete dort für eine deutsche Baufirma. Ich war schwanger und wollte zur Entbindung von der jordanischen Hauptstadt aus über Aqaba nach Deutschland fliegen.

Kaum hatten wir unsere Flughöhe erreicht, sackte das Flugzeug plötzlich ab, fing sich und schoss nach oben. Dann stürzte es mit hoher Geschwindigkeit wieder abwärts.

Der Kapitän, ein Amerikaner, versuchte uns Passagiere zu beruhigen. Es seien die hohen Berge vor dem offenen Meer, erklärte er über Lautsprecher, und die hohen Temperaturen, die dem Flugzeug Probleme bereiteten. „Don't worry“, beruhigte er uns und lachte dabei.

Ein Araber neben mir betete laut und übergab sich. Das jäh Auf und Ab nahm kein Ende. Ich hatte panische Angst, dass wir abstürzen würden. Aber zum Glück landeten wir heil in Aqaba.

Heute, hier in meinen eigenen vier Wänden, hat mich die Angst wieder fest im Griff. Sie lässt mich nicht mehr los. Ich versuche sie abzustreifen. Straffe die Schultern, atme tief durch. Es hilft nichts. Ich zittere am ganzen Leibe.

Einige Jahre nach diesem schrecklichen Heimflug durchlebte ich eine andere angstvolle Situation. Mein Sohn Constantin war damals vier Jahre alt, und wir wohnten in Libyens Hauptstadt Tripolis in einem großen arabischen Haus. Im Garten befand sich eine Fäkaliengrube, die nur mit einem losen Brett gesichert war. Ich war hineingestürzt, als ich gerade dabei gewesen war, das Laub im Garten zusammenzufegen. Niemand war da, der mir helfen konnte, denn das Haus war von einer hohen steinernen Mauer umgeben.

Constantin lief daraufhin laut um Hilfe schreiend durch den Garten.

Doch niemand hörte uns.

Meine Beine versanken in dem übel riechenden Brei. Kakerlaken krabbelten an meinem Körper empor. Angst und Ekel überfielen mich. Angst, mich nicht alleine befreien zu können. Irgendwie schaffte ich es dann doch, mich aus dem Loch herauszustemmen.

Doch jetzt, in diesem Augenblick, weiß ich nicht mehr, was ich tun soll. Um meinen Hals trage ich eine lange, schwere Kette mit einem großen, massivsilbernen Kreuz. Es liegt ganz warm auf meiner Haut.

„Vater unser“, bete ich. „Hilf mir!“

Obwohl ich in einer christlichen Familie aufgewachsen bin, haben mich meine Eltern nie dazu gedrängt, an Gott zu glauben oder in die Kirche zu gehen. Meine Eltern haben mir Nächstenliebe vorgelebt. „Deinen Glauben an Gott musst du selbst finden“, sagte meine Mutter einmal. Ich bete seit meinen Kindertagen. Auch wenn ich selten zur Kirche gehe, glaube ich an eine Macht, die uns leitet, wenn wir es nur zulassen. Und ich schöpfe meine Kraft daraus.

Mein Sohn hat gerade den Türrahmen seines Zimmers eingetreten. Er ist zersplittert. Mein Sohn hat sich eingeschlossen und abgeschottet. Von mir und von der ganzen Welt.

Mein Sohn heißt David und ist nicht mein leiblicher Sohn. Dennoch ist er MEIN Sohn. Mein anderer Sohn. Wir nennen ihn meistens Dave. Einssiebenundachtzig groß mit blauen Augen und blonden Haaren, sieht er aus wie ein Engel. Ein Junge von bald siebzehn Jahren. Als er zu uns kam, war er noch nicht sieben Jahre alt. Im Moment besucht er hier in Berlin die Realschule.

Unentwegt tritt er mit den Füßen gegen die Tür und schreit: „Wenn du mir kein Geld gibst, schlage ich hier alles kurz und klein!“

Ich trommele auf der anderen Seite gegen die Tür, aber er hört nicht auf zu randalieren, tobt weiter. Ich rufe „Mach auf!“, und höre Glas zerbrechen. Mein Herz rast. Angst.

Ich weiß mir einfach nicht mehr anders zu helfen und schreie: „Ich rufe jetzt die Polizei!“

Da wird es still in seinem Zimmer.

Ich hole mir aus dem Wohnzimmer meine Zigaretten und einen Aschenbecher, setze mich in dem langen, schmalen Flur direkt vor seinem Zimmer auf den Boden. In zerlöchernten Jeans sitze ich auf dem persischen Teppich, einem Überbleibsel aus meiner ersten Ehe.

Ich erinnere mich daran, wie Frank und ich den Teppich damals auf einem arabischen Souk gekauft haben. Im September in Saudi-Arabien, als es dort noch heißer war als in Deutschland im Hochsommer. Mehr als zehn Jahre lang sind wir im Orient unterwegs gewesen. Von einer Baustelle zur anderen gezogen. Saudi-Arabien, Irak, Libyen. Immer woandershin. Ich weiß noch, dass ich beim Teppichkauf einen langen Kaftan aus rosa Seide trug, verblasst von der Sonne. Wir hielten uns an den Händen, als wir mit dem Araber um den Preis feilschten. Ich werde das nie vergessen, weil ich in diesem Moment so glücklich war.

Ich ziehe mit dem Finger das Muster des Teppichs nach. Blau, Zimt und Mint, die Farben des Orients.

Und ich weine. Weine um mein Kind. Rauche und schluchze.

Doch irgendwann versiegen meine Tränen, ich presse meinen Kopf gegen die Zimmertür, lausche und sage leise: „Mach auf, Dave. Lass mich rein.“

Er reagiert nicht.

„Lass uns reden“, bitte ich, bekomme aber keine Antwort. Ich sitze da, viele Zigaretten lang. Zeit spielt keine Rolle mehr.

Ich brauche Hilfe, ich muss mit jemandem reden. Wen kann ich anrufen? Wer stützt mich, wer kann mich trösten? Ich fühle mich allein. Dabei habe ich hier inzwischen einen großen Freundeskreis, sogar vier sehr enge Freundinnen, Doris, Tina, Dora, Inge, und den schwulen Steve. Mit ihnen kann ich über alles reden.

Ende der Leseprobe